



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Düsel, Friedrich: Jägerlatein : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Schuster mehr vom Pfarrer öffentlich sagen, was sich damals ein Kurfürst sagen ließ.“

„An den Gräbern“ schließt Niehl seine religiösen Fragen. Ich hebe aus diesem Kapitel nur eine Stelle heraus. „Den Tod hat man umsonst, das Begrabenwerden ist hingegen sehr teuer geworden. Wir halten das Mortuarium des Mittelalters, den »Hauptfall,« »Bestfall,« kraft dessen beim Tode des hörigen Hausvaters das beste Stück Vieh dem Grundherrn abgeliefert werden mußte, für eine sehr grausame feudale Abgabe. Allein das Mortuarium, welches heute manche unbemittelte Familie beim Tode ihres Ernährers in der Form von Grabesankauf und Begräbniskosten leisten muß, ist häufig noch weit drückender.“

Ich habe versucht, von dem Reiz, dem Gedankenreichtum dieser „Religiösen Studien eines Weltkinds“ eine annähernde Vorstellung zu geben. Mit dem Tode beginnen diese bunten Studien, und an den Gräbern enden sie. Auch deshalb sind sie für mich ein Buch, nach Werktagslärm und Alltagshaft gut zu lesen am Sonntagnachmittag.



Jägerlatein

Von Friedrich Düssel

(Schluß)



enn Münchhausen in Rußland mit einem Schusse fünf Paar Enten, vier Rothälse und ein paar Wasserhühner erlegt und die Heldenthat mit den stolzen Worten begleitet: „Gegenwart des Geistes ist die Seele mannhafter Thaten,“ so haben wir hier wieder den schon aus dem glücklichen Fischfang des elsässischen Bauern Weigger bekannten Typus des massenhaften Erfolgs eines einzigen Anschlags. Er zieht sich in den mannichfachsten Variationen durch die ganze Zwischenzeit. So erzählt ein vielleicht aus ältern französischen Quellen schöpfendes Jesuitenbüchlein aus dem siebzehnten Jahrhundert, wie ein Bogenschütz, der nach drei auf einem Zweige sitzenden Holztauben zielt, einen Spalt in den Ast schießt, worin sich die Vögel fangen, während der weiter fliegende Pfeil einen Habicht aus der Luft holt, beim Fall einen Storch tötet und einen Fisch aufspießt, der im nahen Bach schwimmt. Damit noch nicht genug, erschlägt der Schütze mit dem herausgeschleuderten Fisch und Pfeil auch noch einen Hasen, der am Ufer hockt; und stolz fügt auch hier der Held hinzu:

„So hab ich mich auf einmal als Bogenschütze, als Jäger, als Vogelsteller und als Fischer ruhmvoll bewährt.“

Solche und ähnliche Beutehäufungen ließen sich aus den Schwankbüchern des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts zu Duzenden sammeln, denn für sie bedurfte es keiner besondern Erfindergabe: wer sie einmal gehört hatte, ahnte sie, wie man noch heute im Volke beobachten kann, ohne Mühe nach.

Originell scheint die mit diesem Heldenstück verbundene groteske Lüge zu sein, Münchhausen habe sich in Ermangelung eines Flintensteins mit der geballten Faust Feuer aus den Augen geschlagen. Aber Grisebach belehrt uns, daß schon Abraham a Santa Clara, der lustige Hofprediger Wiens, der wie keiner sonst von seinen Brüdern in Christo die Kunst verstand, seine Gemeinde „mit seltsamen und wunderbarlichen geschichten frölich zu machen,“ hundert Jahre vorher seine Wiener mit dieser Geschichte erbaut hat, und daß sie seit der Zeit in den Anekdotenbüchern der „allzeit fertigen Lustigmacher“ des achtzehnten Jahrhunderts eines der beliebtesten Stücklein ist.

Noch höhern Alters und größerer Beliebtheit erfreut sich das Abenteuer mit der blinden Sau und dem sie „aus kindlicher Pflicht“ führenden Frischling. Seine erste Spur begegnet uns in der Fabel- und Parabelsammlung „Schimpf (Scherz) und Ernst“ des Franziskanermönches Joh. Pauli (1550), nur daß hier das Wildschwein durch einen Bären ersetzt wird. Dann finden wir es in den lateinischen Facetien Heinrich Bebel's (1560) und bald darauf in Kirchofs verwandtem Buche „Wendunmut“ (1563) wieder. Von hier fand es unmittelbar seinen Weg in die „Comödie von Vincentius Ladislaos, satrapa von Mantua Kempffern zu roß vnd fueß,“ die der Herzog Heinrich Julius von Braunschweig-Büneburg für seine englischen Hofkomödianten schrieb (1594). Der „Wendunmut“ läßt den „lugenschmid in Kanstat“ erzählen, „auf ein zeit war er allein in ein wald nach wildpret zu schießen gangen, begegnet ihm ein wildschwein, das alters halber blind worden und eins andern jungen schwanz, welches vor ihm hergieng und es fürete, in dem maul hielt. Als er dieses ersehen, hab er sein armbrust gespannt, den jungen schwein den schwanz am leib, das er dem alten im maul blieben, abgeschossen, welchs er also mer denn fünf meilen biß gen Stuttgart zu markt gefüret und verkauft hab.“ Viel lebendiger weiß Heinrich Julius den Schluß zu gestalten: „vnd treffen das Kleine, vnd schossen ihme den Schwanz abe. Dasselbe lieff nun von wegen großer schmerzen hinweg, das Alte aber blieb stehen, vnd hatte den Schwanz im Maul, denn es wußte nirgends hin, weil es blindt war, da lieffen wir alsbaldt hinzu, nahmen den Schwanz, so es im Maul hatte, in die Handt,*) vnd führten es noch bei sieben Meil wegs mit vns zu Haus.“

*) Herr Kunstjäger Mäuse, dem dieselbe Geschichte begegnet ist, macht bei der Wegführung der Sau noch ab und zu „ui ui, ui ui,“ um sie in Sicherheit zu wiegen, als wärs noch der Frischling, der sie führte. (Petermanns Jagdbüchlein 1854.)

„Es ist ein seltzamer Schuß, meint darauf ein Tischgenosse, Aber es tregt sich wünderlich ding zu bey dem Weidwerck.“ In diesem biedern Helfers-helfer finden wir einen charakteristischen Vertreter einer ganzen Klasse von stas-fagebildenden Nebenpersonen, die den Jägerlateiner umgeben wie die „Wanzen“ den Statspieler. Wie der Parasit den miles gloriosus des Plautus und der Page Harpag in dem bekannten Lustspiel von Gryphius den Horribilicribrifax, so unterstützen auch in zahlreichen Jägergeschichten gute Freunde und getreue Diener die Aufschneidereien vornehmer Herren oder führen sie wohl gar selbstständig zu Ende, wenn diesen das Pulver ausgeht. Aber dieses Spießgesellentum hat auch seine Gefahren. So ersucht ein Knecht seinen Junker, der sich brüstet, sein Hund fange Vögel in der Luft, und ein anderer seinen Herrn, der von seinem Pferd behauptet, es habe „einen Sprung einen halben Meilweg groß durch die Luft gethan,“ sie möchten doch hübsch „bei der Erden bleiben, sonst würden sie ihnen nicht mehr helfen können,“ und ein dritter, der für jede von ihm bestätigte Lüge einen Kreuzer einsackt, verweigert einer besonders dicken sein Zeugnis, weil sie für einen Kreuzer zu groß sei.

Dann und wann läuft bei den Münchhausenschen Aufschneidereien auch ein wenig politische Tendenz mit unter. Wer kennt nicht die köstliche Geschichte, wie der Baron aus Mangel an Munition seine Büchse mit Kirschkernen lädt, denen er hurtig das Fleisch absaugt, und einem Hirsch die Ladung mitten auf die Stirn zwischen das Geweih giebt? Doch der Schuß betäubt nur, der Hirsch macht sich aus dem Staube. Zwei Jahre vergehen, da begegnet dem Freiherrn derselbe Hirsch mit einem „vollausgewachsenen Kirschaume, mehr denn zehn Fuß hoch, zwischen dem Geweihe.“ Er schießt ihn nieder, wodurch er denn auf einmal an Braten und Kirschtunte zugleich gerät. Soweit wäre alles ganz harmlos, aber nun folgt — wohl aus Bürgers Feder, die ja so gern nach Pfaffen stieß — die boshafte Schlussbemerkung: „Wer kann nun wohl sagen, ob nicht irgend ein passionirter heiliger Weidmann, ein jagdlustiger Abt oder Bischof, das Kreuz auf eine ähnliche Art durch einen Schuß auch St. Huberts Hirsch zwischen das Gehörne gepflanzt habe? Denn diese Herren waren ja von je und je wegen ihres Kreuz- und Hörnerpflanzens berühmt und sind es zum Teil noch bis auf den heutigen Tag.“

Wie Hubertus, der Schutzpatron der Weidleute, durch die Erscheinung eines Hirsches, der das Kreuz des Erlösers zwischen den Stangen trug, von seinem wilden Jägerleben zu frommem, beschaulichem Wandel bekehrt wurde, ist allgemein bekannt, zumal da es uns erst kürzlich Wilhelm Räuber auf der Münchner Kunstausstellung von 1892 und auf der diesjährigen Berliner in einem stimmungsvollen Gemälde (Nr. 1333) vor Augen geführt hat. Weniger bekannt wird sein, daß dieser Kirschkernschuß schon 250 Jahre vor Münchhausen in der spanischen Chronik des Francesillo de Zuniga steht, und

daß auch in der schon erwähnten Komödie von Heinrich Julius ein wesentlicher Zug unsrer Geschichte vorgebildet erscheint. Wie sich der herzogliche Gastgeber beim Mahle die Äpfel schmecken läßt, ohne die Kerne herauszuschälen, droht Vincentius schalkhaft mit dem Finger und spricht: „Für war, Gnediger Herr, das ist nicht gut, daß E. F. Durchlauchtigkeit die Kerne essen, Dan wir haben einen Man gekant, derselbe aß vil Granat Epffel Körner. Bezlich wuchs ihm davon ein großer Granat Baum aus dem Maul, Augen, Ohren und Naselöchern, Welcher gute Granaten getragen, Die wir gesehen, vnd selber davon gessen haben.“

An derselben Stelle finden sich, aus Bebel und Kirchhof geschöpft, nach einander die Geschichten von dem Eber, der mit seinen Hauern an einem Eichbaum vernietet wird, und von dem Wolf, den ein kühner Griff in den Rücken „gar umb wendet wie ein Schuster die Schuch.“ „Nie pfeif keiner, er magß sonst glauben, wann er will. Es komt eine, die wol zeitig ist,“ hatte schon Kirchhof bei diesen Flunkereien ausgerufen und sie dadurch als besondere Kapitallüge ausgezeichnet. Drum hat sie sich auch der große FINDER und Nehmer Hans Sachs nicht entgehen lassen und beide in seinem Schwank „Drey abentheuerische weidwerk zu wildschwein, wolff und dem bären“ (1548) vereinigt. Dem Eber, belehrt uns hier ein Jäger,

Dem würff die Schneidershürde für! . . .
 Wenn du denn sichts die eberzän
 Lang durch die Schneidershürd ausgehn,
 So zuck den hamer wie ein schmid,
 Die zän im in der hürd verniet!
 Denn lauff und zuck den schweinspieß dein
 Und stich die saw von hinten ein,
 Darzu fells du sie an der leß.
 Das ist ein griff auf der Schweinheß.

Und für die Wolfsjagd wird die Lehre gegeben:

Zum andern, wölff zu fahen sehr,
 Darffst eines Blechhandschuchs und nit mehr
 Und wenn du gehst durch einen Wald,
 Wenn es im winter ist grimm kalt,
 Und sobald dich ein wolff ersicht,
 Geht er dir nach, er leßt es nicht. . . .
 Als denn mit dem Blechhandschuch dein
 Fahr dem wolff zu dem racken nein
 Und zu dem — nauß, nem in beim schwanz
 Und fehr den wolff herumher gang!
 Als denn sein zän heraußen stahn,
 Daß er dich nit mehr beiffen kan.

Von allen diesen Quellen braucht Rasper, als er eifertig seinen Münchshausen zusammenstoppelte, keine einzige gekannt zu haben; denn alle seine

Jagdgeschichten, von denen die oben behandelten nur eine Auslese bieten, entnahm er, wie gesagt, kurzer Hand einer frischgebacknen „Novität,“ dem Berliner „Bademecum.“ Beide hatten gleich wenig Anspruch auf Selbständigkeit der Erfindung und kunstvolle Ausgestaltung des Stoffes; aber während das „Bademecum“ in seiner neunbändigen Schwerefülligkeit wie ein feister Mops hinter dem Ofen blieb, nahm das dünne Büchlein Raspes wie ein Windspiel fröhlich seinen Weg durch die Welt.

Auch der Dichter der „Lenore“ zehrte von den Schätzen, die die geschäftigen Kobolde einer frühern narretei- und lügenfeligern Zeit aus den Händelingen der Volkspoesie zusammengesleppt hatten, und gerade für seine prächtigste Zuthat bestand seit Jahrhunderten eine weitverzweigte Tradition. Jeder Leser erinnert sich gewiß der prächtigen von Hofmann und Ad. Schrödter (Illustrierte Zeitung vom 26. Dezember 1885) humorvoll illustrierten Geschichte, wie Münchhausen wilde Enten mit einem Speckstück fängt, das er an eine Hundeleine befestigt hat. Eine Ente nach der andern verschluckt den Speck, giebt ihn unverdaut sofort wieder von sich und lockt eine neue herbei, die es ebenso macht. So hat der listige Jäger im Nu eine ganze Anzahl an der Leine, „wie Perlen an der Schnur.“ Aber die Vögel kommen ins Fliegen und entführen ihn an der Hundeleine durch die Luft. Da muß er mit den Rockschößen rudern, um nur Richtung zu halten. Doch wie zur Erde kommen? Den Enten den Kopf eindrücken, einer nach der andern! Und richtig so schafft er sich einen Fallapparat, wie man ihn heute noch nicht besser konstruiren könnte, und sanft und unverfehrt gleitet er durch den Schornstein seines Hauses mitten auf den Küchenherd herab.

Während der erste Teil dieser Lügengeschichte, der Entensfang mit der Speckleine, zuerst in dem Volksbuch von Ulenpiegel, dessen älteste auf uns gekommene Ausgabe aus dem Jahre 1515 stammt, vorgebildet erscheint, wo es heißt, der Schwerenöter habe an einer Anzahl mit Brotdroffen verknöteter Fäden über 200 Hühner aneinandergespinnelt und gemacht, „daz die hünere zugen das Luder,“ begegnet uns das Vorbild für die Luftfahrt Münchhausens schon in den orientalischen Erzählungen vom Vogel Rokh, auf den Abraham a Santa Clara anspielt, wenn er von dem auf der Insel Madagaskar heimischen Vogel Ruch erzählt, „welcher einen ganzen Elephanten über sich in die Höhe führet, denselbigen nachmals wieder herunterstürzet und tödtet; eine einzige Feder dieses Vogels soll 90 Spann lang sein und zwei Spannen dick, mit dem könnte man große Lügen schreiben.“ Das hat denn auch Graf Froben Christoph von Zimmern, der an verwegenen Späßen sein Vergnügen fand, in seiner Chronik (1560) gethan, indem er von dem Rheingrafen Jakob erzählt, wie sich dieser an einem Springstock über einen breiten Graben schwingen will, dabei aber zu kurz springt und nur durch die Flugkraft der Enten, die in seinem Gürtel stecken, so lange im Schweben gehalten wird, bis

er ans Ufer zurückkehren und einen neuen Schwung nehmen kann. Heinrich Julius von Braunschweig legt dieselbe Geschichte ein paar Jahrzehnte später — nur daß es diesmal Kraniche anstatt Enten sind — seinem Allerweltslügner Vincentius in den Mund: „Unser Wildschütz hat einmal mit Schrot auff einen Schuß Zwölff Kranichen, Ezliche in die Flügel, vnd ezliche in die Bein getroffen, Ist eilends zugelaufen, damit sie sich nicht wieder erholten, sie aufgehoben, vnd weil es ohne das großer Wind gewesen, sich erhoben, den Schützen weggeführt, das wir nicht erfahren können, wohin er kommen.“ Wie hier statt der Enten Kraniche, so tritt in andern, spätern Versionen statt der Hundeleine ein Ladestock auf, und der „Eulenspiegelische Mercurius durch Doctor Nasenweis von Frauensfels“ vom Jahre 1702 versteht gar sein Latein so gut, daß er einen Jäger von einem Duzend auf seinen Ladestock aufgespießten Enten über einen Teich an einen Baum tragen läßt, von dem er „mit Lust und nach Wunsch im vorbeisliegen Feldhühner herunterschoffe.“

Doch genug des Münchhausenschen Jägerlateins. Trotz der kaninchenartigen Fruchtbarkeit, die es in Hunderten von Nachahmungen und tausenderlei Spielarten auf dem Jagdgrund unsrer Witzblätter entfaltet, haben wir wohl die hauptsächlichsten seiner immer wiederkehrenden Typen hier eingefangen. Freilich, Jägerlatein kann man um und umkrepeln, wie Jean Potage seinen Hut. Andre Zeiten, andre Späße. Gerade wie in Bär und Fuchs, Wolf und Löwe, die Gestalten der Tiersage, so schlüpft die wechselnde Tendenz der Zeit auch in den Balg der Jägerlügen. 1836 erscheint in Neutlingen eine Münchhauseniade vom „Forstrat Schneidauf und dem Pfarrer Zante.“ Sie kehrt ihre Spitze gegen die jungen Männer, „die aus den sogenannten Befreiungskriegen und den darauf folgenden Schwindeljahren Stroh gesammelt haben, solches zu dreschen sie nimmer ermüden, und bei deren politischen Schwindeleien und Luftschlöfferbauten weiter nichts reelles herauskommt, als höchstens freie Wohnung auf dem Asperge.“ Zwei Jahre darauf kleidet Zimmermann seine litterarische und persönliche Satire (besonders gegen den Grafen Bücker-Muskau) in die Arabesken seines Münchhausen, und selbst die Wildsau, die Herrn Petermann seiner gebognen Nase wegen für einen schweinefleischscheuen Semiten hält, würde ins vorige Jahrhundert, ins „Jahrhundert der Humanität,“ kaum recht passen.

Aber von allem, was jetzt als Jägerlatein austaucht, dürfen wir sicher sein, einen Keim wenigstens schon in der Historien-, Facetien- und Schwanklitteratur der Renaissance- oder Reformationszeit zu finden, wenn auch oft die Naivität jener Tage in unsrer modernen Küche so verwürzt und verwirgelt worden ist, daß die alten „Naturalia“ nur schwer herauszuschmecken sind. Das ist z. B., um nur eine von den zahlreichen meist recht verfehlten Nachahmungen des Münchhausen zu nennen, bei den „Abenteuern und Flossen von X. Lügen-

mund“ (Berlin, 1853) der Fall. Wer erkennt nicht sofort die alte Geschichte von dem Kirchkernschuß wieder, wenn hier der „wiederauferstandne Münchhausen“ einen Zaunkönig mit Wachholderbeeren schießt, dieser senkrecht schnurgerade in seinen Flintenlauf fällt und nach der Befreiung auf dem Kopfe einen kleinen Wachholderstrauß zeigt; wer sieht nicht in dem Lämmergeier, der den angreifenden Hühnerhund durch die Lüfte entführt, dann aber durch eine wohlgezielte Ladung Chloroform betäubt und sich mitsamt seiner Beute niederzulassen gezwungen wird, die lustschiffenden Enten, in Tiras, der durch Beinverkürzung zum „allerliebsten Teufel“ degradirt wird, Münchhausens Windspiel, „das so oft und so lange in seinem Dienste lief, daß es sich die Beine bis ganz dicht unterm Leibe weglief und in seiner letzten Lebenszeit nur noch als Dachsfucher zu gebrauchen war“? Selbst der anfangs unfreiwillige, dann aber, angesichts eines gefährlichen Abgrunds, „durch zufällig zur Hand habende Kandare und Zügel“ ganz nach Wunsch gelenkte Rehbockritt, der hier als Paradesstück glänzt, bestätigt das Wort Ben Alkibas: „Alles schon dagewesen!“

Um 1600 erzählt der Konvertit und Reichshofrat Otto Melander (Holzapfel) in seinem lateinischen „Schimpf und Ernst“ folgendes Abenteuer: Ein Mann aus Dorla in Thüringen reitet durchs Haineichenholz und stößt auf sieben hungrige Wölfe. Da ergreift er den Ast einer Eiche, schwingt sich hinauf und läßt sein Pferd nach Hause traben. Doch die Wölfe umlagern den Stamm und weichen nicht von der Stelle. Grimmig fletschen sie die Zähne, noch grimziger aber bläst der Frost von oben durch die Zweige, und den Flüchtling schüttelt eisiges Grauen. Da springt er in seiner Verzweiflung mitten hinein in das Rudel, um sich mit dem Schwerte durchzuhauen. Aber *Audaces fortuna juvat*: durch glücklichen Fall kommt er auf den größten Wolf gerade rittlings zu sitzen, ergreift den sonderbaren Gaul schnell bei den Ohren und lenkt ihn nach Mühlhausen auf den Marktplatz, wo die Bestie von den zusammenströmenden Bürgern erschlagen und der kühne Reiter von den Vätern der Stadt mit hundert Goldgulden und einem festlichen Mahl belohnt wird. Den abenteuerlichen Ritt aber lassen die Mühlhäuser zu ewigem Gedächtnis in *fastis annalibusque* aufzeichnen.

In ihren „Geschichtskalender“ brachten nun zwar die Berliner den Schweineritt ihres Grafen Hacke nicht, aber die *Vossische Zeitung* (9. Februar 1881) wird ihn der Nachwelt gewiß ebenso sicher überliefern. Sie erzählt uns: Der Hackische Markt führte im Volksmund einst den Namen „Schweinerreitermarkt,“ und zwar nach dem ehemaligen Kommandanten von Berlin, dem Generalleutnant Graf von Hacke, der die Bauarbeiten leitete. Im Winter 1750 nämlich, auf einer Saujagd im Grunewald, wollte der übermäßig große Herr einen Keiler auflaufen lassen; da brach ihm beim Anprall des Schweines das Fangeisen, und das wütende Tier geriet dem Grafen zwischen die langen Beine. So kam der unfreiwillige Reiter auf seinem feurigen Renner, dessen Schwanz

er krampfhaft festhielt, zu seinen Jagdgenossen zurück und wurde lachend aus seiner mißlichen Lage befreit. Die Berliner nahmen von diesem Vorfall ge-
bührend Notiz, und Graf Hacke hieß hinfort der „Schweineritter,“ der Hackische
Markt aber der „Schweinerittermarkt,“ bis durch ein königliches Reskript dem
Unwesen Einhalt gethan wurde.

Am Bodensee auf Sankt Gallischem Klostergrund haben wir mit Romeias
zur fröhlichen Jagd auf Sägerlatein die Rüden gelöst, auf dem Hackischen Markt
in Berlin könnten wir Galali blasen lassen. Freilich, eine solide, mit der
Klapper der Wissenschaftlichkeit ins Werk gesetzte Treibjagd hätte sicherlich
mehr Wildbret zur Strecke gebracht, wäre aber doch wohl etwas langweiliger
gewesen als dieser Parforceritt. Und wer weiß, wie oft die Kugel dabei fehl
gegangen wäre oder ein falsches Ziel gefunden hätte — die schönen Zeiten
des Treff-Nazi sind ja vorbei. Den Treff-Nazi aus Tirol kennt doch der
Leser? Der war so sicher im Schießen, daß er schon traf, noch ehe er ab-
gedrückt hatte. „Seid ihr nicht der Treff-Nazi? rief der Auerhahn vom
Baum herab, sobald er ihn aufs Korn genommen hatte, na, dann ist es schon
gut, ihr braucht nicht zu schießen, ich komme schon von selbst hinunter!“
„Hm hm, fragte da ein Zuhörer, in welcher Sprache hat er denn g'redt?“
„Dummes Zeug, sagte der Nazi, in welcher Sprache denn sonst, als im Säger-
latein?“



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Partei der vernünftigen Leute. Als die Nationalliberalen vor
etlichen Jahren in Heidelberg beisammen waren, erklärte der eine ihrer beiden großen
Führer, Miquel, öffentlich und feierlich, die alten Parteien hätten sich überlebt und
hätten nichts mehr zu bedeuten. Das haben sich die Herren zu Herzen genommen
und haben diesmal in Frankfurt am Main die Partei der vernünftigen Leute ge-
gründet. Sie haben ein neues Programm herausgegeben in Gestalt von vier Reso-
lutionen, deren vierte die Forderungen aller vernünftigen Leute enthält, als da
sind: die bekannten vielbesprochenen Maßregeln zur Erhaltung und Wiederherstellung
des Bauern- und des Handwerkerstandes, eine bessere Konkursordnung, eine Reform
der Arbeiterversicherung u. s. w. Im einzelnen walten da ja Meinungsverschieden-
heiten ob, im ganzen aber und der Hauptsache nach fordern seit vielen Jahren die
Organe der Konservativen, der Antisemiten und des Zentrums, in jüngster Zeit
auch die der Freisinnigen ganz dasselbe; sogar Bollmar und Grillenberger werden
dafür zu haben sein, wie ihre Haltung in der bairischen Kammer und ihre Reden
auf dem soeben in München abgehaltenen Parteitage beweisen, und nach ein paar
Jahren vielleicht auch Bebel und Liebknecht. Eine kräftige Kolonialpolitik, die sich
freilich nicht auf Afrika und die Südsee zu beschränken hätte, fordern die Herren